

Jesus gab der Gemeinschaft um ihn beglückende Atempausen. Wenn die Menschen sie umdrängt hatten, daß keine Zeit füreinander übrigblieb, dann konnte er die Jünger einladen und sagen: „Kommt mit an einen einsamen Ort, wo wir allein sind, und ruht ein wenig aus!“ (Mk 6, 31). Zeithaben – Dasein für alle, die Not leiden, dann aber auch für einander, ganz ungestört sich besinnen –, solche unbedingte Hinwendung zueinander spendete Leben. Da vergaßen sie, daß sie nicht einmal wußten, wo sie abends bleiben sollten – anders als die Vögel des Himmels, die ihre Nester hatten, und die Füchse, die ihre Höhlen kannten (Mt 8, 20). Und wie Jesus sie im Rückblick auf dieses Leben ohne Geborgenheit für die nächste Nacht und ohne Sicherheit für den folgenden Tag einmal fragte: „Als ich euch aussandte ohne Beutel, ohne Schuhe und ohne Tasche, hat euch da irgendetwas gefehlt, da antworteten sie: Nichts, Herr!“ (Lk 22, 35).

Sollten wir nicht ähnliche Erfahrungen aus vergangenen, weniger vom Wohlstand geprägten Jahren uns öfter vergegenwärtigen?

Als eine gute Bekannte plötzlich innerhalb weniger Minuten ihren Mann an Herzinfarkt verloren hatte, da überdachte sie die gemeinsamen Jahre ihrer Ehe und sagte: „Wir standen uns zuletzt ja wirklich sehr gut. Mein Mann hatte eine angesehene Position und ein gutes Gehalt; wir konnten uns manches leisten – nur, daß er außerhalb arbeiten mußte und bloß noch am Wochenende zu Hause war. Wenn ich ganz ehrlich bin“, sagte sie, „dann waren unsere ersten Jahre die schwersten, aber zugleich auch unsere schönsten Jahre: Wir lebten noch so bescheiden, die Kinder kamen nacheinander, mit manchen Krankheiten, wie das so geht, dann starb mein Vater, ich selbst mußte zweimal operiert werden, aber eines war entscheidend: wir trugen alles zusammen!“

Gemeinschaft über den Tod hinaus

Wenn Jesus Gemeinschaft stiftet, hört sie auch im Tod nicht auf. Er hat Ostern wieder an die alten Verbindungen angeknüpft, auch wenn er von guten Freunden verraten und verlassen wurde. Er schenkte ihnen Teilhabe an seinem neuen Leben der Auferstehung, verwandelte Nähe, gemeinsames

Mahl und österlichen Frieden, Du-Sagen auch über den Tod hinaus.

Dieser Geist Jesu, Quelle lebendigen Wessers, Geist lebensstiftender, erfüllender Gemeinschaft ist uns geschenkte Gabe und Aufgabe zugleich. Wir verstehen das gut: Angesichts vielfältiger Kontaktarmut, wo Menschen um uns täglich kleine Tode der Beziehungslosigkeit sterben müssen, da wissen wir: Jeder braucht die Quelle des andern zum Leben, um aufzuleben und wieder belebt zu werden. Ein Philosoph hat einmal gesagt: „Wir sind alle Menschenesser!“ Bei einem solchen Wort könnte man zunächst erschrecken, aber er hatte darin recht: Erfülltes Leben ist nur im Miteinander möglich, in gegenseitiger Zuwendung und Liebe. Und das gilt für den kleinen Kreis um uns genauso wie für die große Welt.

Wenn wir heute hier zusammengekommen sind, evangelische und katholische Frauen aus den Gemeinden . . . , dann wächst da Gemeinschaft, zugleich eine Gemeinschaft mit Frauen aus über 180 Ländern auf der ganzen Welt. Da brechen neue Quellen auf, und auch aus ihnen fließen „Ströme lebendigen Wassers“.

Pnina Navé Levinson

Die religiöse Mündigkeit im Judentum

Indifferentismus und Unglaube bedrohen auch das neuzeitliche religiöse Judentum. Deshalb bemühen sich auch gläubige Juden, die religiöse Mündigkeit insbesondere der Heranwachsenden noch stärker zu fördern, als dies in der Vergangenheit bereits der Fall war. Im folgenden Beitrag wird beschrieben, wie diese Art „Firmung“ vorbereitet und gefeiert wird und welche Bedeutung sie im Leben heutiger Juden hat. red

Jede Religionsgemeinschaft kennt Übergangsriten, *rites de passage*, als feierlichen Eintritt in einen bedeutsamen Lebensabschnitt.

Für den Heranwachsenden besonders wichtig ist die Aufnahme in den Kreis der Gemeinde. Im Judentum fällt diese Zeremonie

zusammen mit dem Beginn der Pubertät. In der Spätantike setzten die Weisen des Talmud fest, daß in diesem Alter der junge Mensch sich der Folgen seines Handelns bewußt ist und (er oder sie) daher verantwortlich vor Gott und den Menschen sei. War bis dahin der Vater religiös verpflichtet, für Vergehen seiner Kinder die Verantwortung vor Gott zu tragen, so konnte er nunmehr von der Mündigkeit der Heranwachsenden ausgehen. Zwar sind nicht alle Menschen gleich in ihrer Entwicklung, jedoch ergab die Erfahrung die folgenden Grenzwerte: Mädchen bei vollendetem zwölften, Knaben bei vollendetem dreizehnten Lebensjahr. Die bis dahin von frühester Kindheit an erfolgte religiöse Unterweisung in Theorie und Praxis des jüdischen Lebens ergab zugleich eine Grundstufe, bei vielen Knaben auch bereits eine Mittelstufe, in der Kenntnis des rabbinischen Schrifttums. Im Judentum als Religion des allgemeinen Wissens waren diese Schriften niemals einer elitären Gelehrtenkaste vorbehalten, sondern stellten den vorrangigen Wissensstoff aller dar. Für Mädchen stand im Vordergrund die Praxis des jüdischen Haushalts mit all den vielen hygienischen Vorschriften der Speisezubereitung nach den Regeln der koscheren Küche, den Gesetzen für Sabbate und Festtage und den Erzählungen und Büchern über geschichtliche Persönlichkeiten, biblisches Wissen und ethische Vorbilder. Diese Werke waren meist in den Umgangssprachen verfaßt. Die Knaben widmeten sich vor allem hebräischen und aramäischen Schriften aus vielen Gebieten des Lebens.

Wo diese Tradition ungebrochen bestehen blieb, waren für den Übergangsritus kaum besondere Vorbereitungen nötig. Diese nehmen jedoch umsomehr Raum ein, wo die Synagoge als Gemeindezentrum das Verbindende wurde, mehr als das allen Männern offene Lehrhaus der Vormoderne bzw. eines Teils der heutigen Traditionalisten oder Orthodoxen.

Die Eingliederung in die „Zehnermannschaft“

Im allgemeinen wird, was die dreizehnjährigen Knaben betrifft, vor allem eines gefeiert: ihre neue Verpflichtung, ihr neues Recht, nunmehr zum *Minjan* zu zählen, wo immer

sie an einem Gottesdienst teilnehmen, d. h. zu der „Zehnermannschaft“, die eine religiöse Öffentlichkeit darstellt. Ohne *Minjan* können nicht alle Gebete der Gemeinde gesprochen werden, vor allem nicht das *Kaddisch*, die Heiligung des Gottesnamens. Auch die Schriftlesung aus der Tora-Rolle bedarf eines *Minjan*. Diese Lesung gehört nicht nur zum Gottesdienst an Sabbaten und Feiertagen, sondern auch an jedem Montag und Donnerstag.

Es war vor allem stets dieses Ernstnehmen der Knaben, das die Gemeinde auch an kleinen Orten lebensfähig und glaubwürdig gemacht hat. Und der gesamte Gottesdienst trug stets dieses Merkmal, daß er eine männliche Verpflichtung ist, die nicht auf die Frauen abgeschoben werden kann: wollen sie teilnehmen, so ist das gut und schön, aber für den *Minjan* haben die Väter und Söhne zu sorgen. Auch sollten möglichst alle imstande sein, für die Gemeinde vorzubeten: dies ist keineswegs die Aufgabe eines Rabbiners, sondern sollte zur Fertigkeit religionsmündiger Knaben gehören.

Die Kunst der Schriftlesung

Neben der Kenntnis der Liturgie ist es die Schriftlesung selbst, die im Mittelpunkt steht. Dabei geht es um zweierlei: die Lesung aus der Tora, dem Pentateuch, und die Prophetenlesung (diese nicht an Werktagen). Die Lesung erfolgt auf Hebräisch nach festgelegten, sehr schwierigen Sangweisen: ein melismatischer Sprechgesang, der in der gedruckten hebräischen Bibel durch die sogenannten „Akzente“ – neumenartige Zeichen – angedeutet ist. Die Melodien für Tora und Propheten sind verschieden. Letztere werden aus einer gedruckten Bibel gelesen. Ungleich schwieriger ist die Lesung der Tora: diese erfolgt aus einer handgeschriebenen Rolle, in welcher der Text sich so befindet wie vor Jahrtausenden: ohne Satzzeichen, ohne Vokalzeichen und ohne Akzente. Es handelt sich also um eine hohe Kunst – der ganze Text muß vollkommen beherrscht werden.

Predigt an und durch den Dreizehnjährigen
Am Sabbat nach dem dreizehnten Geburtstag entsprechend dem jüdischen Kalender wird der Knabe erstmals zur Schriftlesung

der Synagoge aufgerufen. Er ist nun *Bar-Mizwa*, „Sohn der religiösen Pflicht“, und bekundet seinen Eintritt in den Minjan.

Während die anderen Aufgerufenen nur einen Segensspruch vor und nach der Lesung sprechen oder singen, trägt der Bar-Mizwa die Lesung selbst vor. In der Regel ist dies die Wiederholung des letzten Absatzes der Perikope. Wer will, kann auch die gesamte Perikope – mehrere Kapitel der Schrift – oder einen Teil davon vortragen. Das ist meist dort üblich, wo Vater, großer Bruder oder Onkel diese Kunst beherrschen und den Knaben über das Mindestmaß hinaus vorbereitet haben, so daß er in diese Vortragskunst hineinwachsen konnte. Meist wird jedoch das Hauptgewicht auf die Prophetenlesung gelegt. Viele beherrschen die Lesung dieses Sabbats so, daß sie ihr ganzes Leben lang sich immer wieder dazu aufrufen lassen. Es bleibt eine höchst individuelle, mit der eigenen Reife verbundene Angelegenheit. Wo eine Predigt üblich ist, wird sie ebenfalls ganz individuell an den Knaben gerichtet. Aber auch dieser selbst trägt eigene Gedanken vor – zum Inhalt des Gelesenen, auf die eigenen Vorhaben und Ziele hin aktualisiert. In traditionellen Gemeinden erwartet man vom Bar-Mizwa einen talmudischen Lehrvortrag aus den Materialien, die er studiert hat.

Gebetsschal und -kapsel

Der Bar-Mizwa trägt erstmals den *Tallit* mit den Schaufäden, die an die Gebote Gottes erinnern, vor allem an das Gebot, die Begierden zu zügeln (4 Mose, 15, 37–41). Der Tallit wird beim Morgengebet getragen sowie stets vom Vorbeter und den zur Tora-Lesung Aufgerufenen. Dieser Gebetsschal (christlich: Stola) ist eines der beiden wichtigen äußeren Kennzeichen des jüdischen Mannes. Das andere sind die *Tefillin*, zwei an Riemen befindliche *Gebetskapseln* (griechisch: *Phylakterien*).

Sie werden beim Morgengebet der Wochentage an Stirn und linken Arm gebunden und veranschaulichen das Sich-Hineinbinden in den Bund mit Gott durch Gedanken und Taten. Die in den Kapseln enthaltenen Bibelverse aus dem 2. und 5. Buch Mose sind eine Kurzfassung des jüdischen Glaubens als ge-

schichtliches Volk: Auszug aus Ägypten, Bekenntnis und Gottesliebe, Verantwortung im Handeln. Daher ist es vielerorts üblich, daß der Bar-Mizwa einen wochentäglichen Gottesdienst leitet oder mitgestaltet und dabei erstmals die Tefillin anlegt. Viele, die dies in ihrer Jugend vernachlässigten bzw. aus ganz säkularisierten Häusern kommen, holen die Bar-Mizwa-Verpflichtungen als Väter oder Großväter nach.

Feier für Familie und Freunde

Natürlich gehört auch eine Feier für Familie und Freunde dazu. In kleineren Gemeinden beteiligen sich fast alle Mitglieder dabei und ehren so den Bar-Mizwa, der den Weiterbestand garantieren hilft. Diese Feier, die vielen Geschenke, die freudigen Gesichter prägen das Fest unauslöschlich in das Gedächtnis ein. Nach all den Mühen des Singenlernens zusätzlich zu Schule und Religionsunterricht wird es zum Erfolgserlebnis. Meist kann dann außerdem die ganze Familie diese Perikope mitsingen, nach all dem vielen Üben.

Und die Mädchen?

Was aber geschieht mit den Mädchen? Wird auch ihre Religionsmündigkeit öffentlich bezeugt, oder nur als besonderer Geburtstag im Familienkreis herausgehoben? Letzteres ist vor allem nach wie vor der Fall in orthodoxen Kreisen, bei denen Frauen nicht den Gottesdienst *mitgestalten*, sondern sich an dem von Männern gestalteten *beteiligen*¹. Wie in vielen anderen Bräuchen folgt die Orthodoxie auch in Sachen der Mädchenmündigkeit zögernd den Neuerungen der nichtorthodoxen Richtungen. In den zwanziger Jahren führte der amerikanische Theologe Mordecai M. Kaplan (1881–1983), die öffentliche Feier der *Bat-Mizwa*, „Tochter

¹ Leider findet man noch immer falsche Behauptungen wie: „Das Beten im Gemeindegottesdienst ist in der Regel Sache der – über dreizehnjährigen – Männer.“ So in dem ausgezeichneten Buch „Was jeder vom Judentum wissen muß“, hrsg. von *Arnulf Baumann*, Gütersloher Taschenbücher/Siebenstern 1063, S. 63. Knaben und Mädchen jedes Alters und ihre Mütter und Großmütter beteiligen sich natürlich sehr intensiv am Gemeindegottesdienst!

der religiösen Pflicht“, ein. Seitdem ist diese in mehreren Varianten üblich. In manchen Gemeinden findet die Feier am Freitagabend statt. Die Bat-Mizwa entzündet die Sabbatkerzen für die Gemeinde und sagt einige Gedanken über ihre heiligen Pflichten als Jüdin. Der Rabbiner spricht zu ihr und segnet sie. Andernorts wird das Mädchen während der Tora-Lesung zusammen mit ihrem Vater ausgerufen. Wieder andere lassen sie einen zusätzlichen Bibeltext hebräisch vortragen und darüber sprechen. Weitere Gemeinden bringen den Mädchen ebenso wie den Knaben die Bibelrezitation nach den Akzenten bei, die Mädchen werden aufgerufen, wie bei den Knaben geschildert. Orthodoxe Frauen haben manchmal einen eigenen Gottesdienst mit Frauen-Minjan, um die Geschlechtertrennung in der Synagoge voll beizubehalten und dennoch alle liturgischen Funktionen auszuüben. In diesem Falle wird man möglicherweise auch bei der Feier streng getrennt sitzen, wie es besonders in ultraorthodoxen Kreisen stets gehandhabt wird.

„Konfirmation“ ganzer Schulklassen

Neben diesen individuellen Formen der Übergangsriten haben jüdische Gemeinden auch den Brauch der „Konfirmation“ ganzer Schulklassen übernommen. Im 19. Jahrhundert war dies eine Zeitlang in einigen deutschen Ländern mit dem Schulabschluß verbunden. Einige Gemeinden „entschädigten“ die Mädchen für den individuellen Ritus der Knaben dadurch, daß ein Jahrgang gemeinsam konfirmiert wurde, und zwar am Wochenfest (= Pfingsten), dem Fest der Offenbarung am Sinai. In Amerika führte die Reformbewegung die „Konfirmation“ nach einer entsprechenden inhaltlichen Vorbereitung ein, die nicht mehr mit der dort nicht so ausführlich üblichen Tora-Lesung verbunden war. Neuerdings erfolgt jedoch zunehmend eine Rückkehr zur traditionellen Form: viele Jugendliche wünschen dies. Und ihre Eltern, die in einer verdünnteren Form des Judentums aufwuchsen, lernen nunmehr um – als Bollwerk gegen Indifferenz und Selbstaufgabe. Denn die alten Erfahrungen sind gerade heute dringend nötig.

Günter Biemer

Wie ich jüdische Liturgie erlebte

Ergänzend zum vorausgehenden Beitrag schildert Biemer seinen Eindruck bei einer solchen „Bar-Mizwa-Feier“, und er zieht aus diesen Erfahrungen Konsequenzen für die Gestaltung christlicher Gottesdienste. red

Zunächst ist es nichts Besonderes, an einem jüdischen Gottesdienst teilzunehmen: zusammen mit Studenten habe ich schon öfter die jüdische Gemeinde in Freiburg oder die Synagoge in Basel besucht. Andererseits muß man als Deutscher zugeben, daß es hierzulande „nach Auschwitz“ gar nicht so leicht und selbstverständlich ist, den Gottesdienst einer blühenden jüdischen Gemeinde mitzuerleben. – Darum habe ich es nicht nur persönlich als Ehre und Freude empfunden, als mich jüdische Freunde in Jerusalem zum Besuch ihrer Synagoge einluden, sondern war auch von der Sache her interessiert und neugierig. Direkter Anlaß war die *Bar-Mizwa-Feier* des Enkels der befreundeten Familie.

Als mein Gastgeber und ich die Synagoge betraten, waren die Gesänge des Morgengebets bereits in vollem Gang. Ich setzte die *Kippa* auf, um mich so der Ehrfurchtsgeste des jüdischen Gebetsbrauchs anzuschließen. Auf dem Weg zu einem der vorderen Plätze wurde ich dem einen oder anderen Freund meines Gastgebers vorgestellt, auch deren Frauen. Ich war zum ersten Mal in eine der vielen Synagogen gekommen, in denen die Frauen zusammen mit ihren Männern am Gottesdienst teilnehmen und nicht in separaten Räumen auf der Empore o. ä. verbleiben.

Eine nicht alltägliche Erfahrung ließ mir der Synagogendiener zuteil werden. Zunächst brachte er mir stillschweigend einen *Tallit* und legte ihn neben mich; kurz darauf fragte er meinen Gastgeber, ob er mich nicht zur Teilnahme an der Aushebung der Tora-Rolle einladen könne. Obgleich es sich um ein Mißverständnis handelte, das leicht aufzuklären war, habe ich doch gespürt, was es für die Synagogengemeinde selbst und für einen als Gast am Gottesdienst teilnehmenden Ju-